
Das verlorne Kind.

Erstes Capitel.

Die arme Fischerinn Theodore lebte in einer einsamen Hütte des Waldes, nicht weit von dem Ufer der Donau. Ihr Mann war vor Kurzem in der schönsten Blüthe seines Lebens gestorben. Ihr einziger Trost in ihrem frühen Witwenstande war ihr einziges Kind, ein holdes, schöner Knabe von etwa fünf Jahren, der August hieß. Ihn fromm und gut zu erziehen, war ihre größte Angelegenheit; ihm die väterliche Hütte mit dem Fischerrecht zu erhalten, ihre beständige Sorge. Den Fischfang hatte sie für jetzt freylich aufgeben müssen, und die Fischergeräthe ihres seligen Mannes, die ungebraucht an der Wand hingen, und sein Fischerkahn, der umgestürzt neben der Hütte ruhte, waren ihr ein schmerzlicher Anblick. Indesß verdiente sie immer Einiges mit Netzstricken, worin sie sehr geschickt war, und oft um Mitternacht, wenn der kleine August längst schlief, arbeitete sie noch unermüdet für ihn.

Der kleine hatte aber auch keinen andern Sinn und Gedanken, als seiner Mutter Freude zu machen. Die gute Mutter weinte bey jeder Gelegenheit, die sie an ihren seligen Mann erinnerte, und August war immer darauf bedacht, sie nach seiner Art zu trösten. Einige Tage nach dem Tode ihres geliebten

Mannes kam ihr Bruder, ein Fischer, aus dem nächsten Dorfe, in die Stube, und brachte ihr einen Fisch zum Geschenke. Theodore betrachtete den schönen Spiegelkarpfen, und fing an zu weinen. »Ach,« sagte sie, »ich hätte nicht gedacht, daß noch einmahl ein so schöner Fisch in meine Hütte kommen sollte!« Da sprach der kleine August: »Weine nicht, Mutter! wenn ich einmahl groß bin, fange ich Die Fische genug.« Die trauernde Mutter lächelte wieder, und sagte: »Ja, August, ich hoffe, Du sollst einmahl der Trost meines Alters seyn. Werde ein so guter, rechtschaffener Mann, wie es Dein Vater war, und ich werde dann die glücklichste Mutter seyn.«

Einmahl an einem schönen Herbsttage strickte Theodore vom frühen Morgen sehr eifrig an einem großen Netze, mit dem sie heute fertig zu werden dachte. August sammelte indessen im Walde umher Buchnüsse, aus denen die Mutter wollte Oehl pressen lassen, um in den langen Winternächten bey ihrer Netzstrickerey ein wohlfeiles Oehllicht zu haben. Der kleine August freute sich allemahl herzlich, wenn er sein kleines, länglicht tiefes Armkörblein der Mutter wieder aufgefüßt voll Buchfrüchte bringen konnte. Die Mutter lobte ihn dann allemahl, um ihn noch mehr zum Fleiße zu ermuntern, und ihn früh zu einem arbeitsamen Leben zu gewöhnen. Jetzt wurde es aber bald Mittag, und der Kleine war hungrig und müde. Endlich läutete man in dem nächsten Dörflein die Mittagsglocke, und die Mutter rief zum Essen. Sie hatte das kleine Mittagsmahl, eine Schüssel in Milch gebrocktes Brot, unter den schönen Buchbaum heraus gebracht, der nicht weit von der Hütte auf einem freyen grünen Plage des Waldes stand.

Nachdem die Schüssel geleert war, sagte die Mutter zu August: »Nun lege dich hier in den Schatten des Baumes nieder, und schlafe ein wenig. Ich

gebe indesß an meine Arbeit, und komme dann zu rechter Zeit schon wieder, Dich zu wecken. So schlief wohl!« rief sie, indem sie noch einmahl umblickte, und dann mit dem leeren Geschirr in die Hütte ging. Sie sah über eine Weile wieder nach. Der Kleine war auf dem grünen Rasen eingeschlafen; sein lockiges Köpfschen ruhte auf dem einen Arme und mit dem andern umschlang er das niedliche Körblein. Er lächelte im Schlaf; und sein Angesicht und die rothe Wange waren von dem wankenden Buchlaube lieblich beschattet.

Sie eilte wieder zu ihrem Neze, und strickte eifrig fort, bis es vollends fertig war. Ueber der Arbeit waren ihr ein Paar Stunden wie ein Paar Augenblicke verfloßen. Sie wollte nun den kleinen August wecken! allein sie fand ihn nicht mehr unter dem Baume. »Das fleißige Kind ist mit seinem Körblein schon wieder bey der Arbeit!« sagte sie freudig. Ach, sie ahnete nicht, was für ein Jammer auf sie wartete. Sie ging wieder und breitete das Netz auf dem grünen Rasen aus. Sie fand hie und da noch etwas daran auszubessern. So verfloß wieder eine gute Weile. Als aber der Knabe mit seinem Körblein noch immer nicht kam, wurde sie um ihn besorgt. Sie suchte ihn im ganzen Walde, der etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit war; allein nirgends fand sie ihn. Sie rief wohl hundert Mahle: »August! August!« Allein sie vernahm keine Antwort.

Es wurde ihr nun sehr bange; sie fühlte eine wahre Todesangst. »Sollte er,« sprach sie, »meiner Warnung, die ich ihm so oft, so ernstlich wiederholte, vergessen und sich an das Wasser gewagt haben?« Sie zitterte schon bey dem Gedanken, und lief an den Fluß. Auch da ward sie nichts von ihm gewahr. Nun eilte sie weinend und wehklagend in das Dorf. Eine Menge Leute versammelte sich um die jammernde Mutter.

Alle hatten Mitleid mit ihr; besonders ihr Bruder. Kein Mensch aber wußte etwas von dem Kinde. Indeß beschloß die ganze Schar einmüthig, das Kind zu suchen. Einige begaben sich in den Wald, Andere in die umliegende Gegend wieder Andere an den Fluß, den Knaben aufzusuchen. Die Nacht brach ein, und nirgends hatte man eine Spur von ihm erblickt.

»Wenn er in der Donau ertrunken ist,« sagte einer der Fischer aus dem Dorfe, »so finden wir die Leiche gewiß. Wir kennen ja den Zug des Wassers. Dort unten auf dem Kiesgrunde, wo der große Weidenbaum steht, wirft es ihn sicher wieder aus.«

Die Mutter schauderte über diese Rede zusammen, kehrte trostlos in ihre Hütte zurück, und durchwachte und durchweinte da einsam die Nacht. Sobald sich die Morgenhelle zeigte, eilte sie an den Fluß, die Leiche ihres geliebten Kindes vielleicht dort zu finden. Ja, mehrere Tage, mehrere Wochen ging sie alle Morgen und Abende mit erschrockenem Herzen dahin, und wanderte jammernnd am Strome bald aufwärts, bald abwärts. Die Fischer, die in der Morgenämmerung auf dem Flusse an ihr Tagwerk fuhren, oder am spätem Abende davon zurück kehrten, sahen sie oft so wandeln, und die Hände mehrmahl's zum Himmel erheben, und wurden alle herzlich betrübt.

So verging eine geraume Zeit. Die Leiche kam nicht zum Vorschein; die Mutter sah und hörte nichts mehr von dem Kinde. Sie war immer unaussprechlich betrübt. »In so kurzer Zeit,« sprach sie, »meinen so guten Mann und mein so liebes Kind zu verlieren, ach, das ist zu hart! Wenn ich nicht dächte, Gott habe es so geschehen lassen, ich müßte verzweifeln.« Sie machte sich oft selbst die bittersten Vorwürfe. »Ich hätte besser auf das Kind Acht geben sollen!« rief sie weinend und die Hände ringend.

»O ihr Mütter,« sagte sie zu den Weibern des Dorfes, die sie trösten wollten, »spiegelt Euch an mir und seyd vorsichtiger!«

Die arme Theodore sah vor Kummer nach und nach so blaß aus, wie eine Leiche, und schwand dahin, wie ein Schatten. Als sie in ihrer schwarzen Kleidung, die sie noch ihres verstorbenen Mannes wegen trug, einige Wochen nach Verlust des Kindes, am Sonntage in die Kirche kam, sagten die Leute zu einander: »Die arme Dorel Sie folgt ihrem Manne und Kinde gewiß bald nach in das Grab.«

Der Pfarrer des Dorfes, ein sehr würdiger Greis, der an den Schicksalen seiner Pfarrkinder den herzlichsten Antheil nahm, hatte sie schon einige Male in ihrer Hütte besucht, und sie getröstet. Allein, als er sie dieses Mal in der Kirche sah, war ihm ihr blaßes, tiefbetrübtes Angesicht recht aufgefallen. Er ließ sie nach dem Gottesdienste rufen. Als sie in das Zimmer trat, saß der gute Greis, seine schneeweißen Haare mit einem schwarzen Sammetkappchen bedeckt, an seinem Pulte, und schrieb eben etwas in das Pfarrbuch ein. Er grüßte sie freundlich und sagte: »Wartet nur ein klein wenig, ich bin den Augenblick fertig.« Theodore betrachtete inebz ein kleines Gemälde, das in einem runden, schön vergoldeten Rahmen an der Wand hing. Sie wurde davon sehr gerührt, und die Thränen floßen ihr über die Wangen.

»Nun,« sprach der Pfarrer, indem er die Feder ausspritzte und aufstand, »gefällt Euch das Bild?« »Ach ja,« sagte Theodore; »es ist sehr anmüthig. Mir kommt das Weinen, indem ich es ansehe.«

»Wißt Ihr auch, wem es vorstellt?« fragte der Pfarrer weiter. »O ja wohl,« sagte Theodore, »es ist ein Muttergottesbild. Ich habe die Schmerzvolle

Mutter, wie sie den Tod ihres lieben Sohnes beweint, noch nie so schön gemahlt gesehen.«

»Nun,« sprach der Pfarrer, »eben sie ist das schönste und trostreichste Beispiel für Euch. Betrachtet deshalb dieses ihr Bildniß nur recht! Seht, das Schwert in ihrer Brust ist ein Sinnbild des tiefsten Schmerzes, der ihr bey dem blutigen Tode ihres göttlichen Sohnes, nach Simeons Weissagung, gleichsam das Herz durchbohrte. Ihre Augen voll Thränen, die sie, so wie die fest zusammen gepreßten Hände, zum Himmel erhebt, zeigen von ihrer Andacht und von ihrem Vertrauen auf Gott. Die goldenen Strahlen aber, die um ihr Haupt glänzen, bedeuten ihre Verherrlichung im Himmel, zu der sie durch ihre Geduld im Leiden und ihre Ergebung in den göttlichen Willen gelangte.«

»Gute Theodore!« fuhr er fort, »Ihr habt viel verloren, Euren Mann und Euer Kind! Ein zweyschneidiges Schwert hat auch Euer Herz durchbohrt. Allein blickt, wie Maria, zum Himmel auf! Ergibt Euch in den Willen Gottes! Vertraut auf Ihn! Bethet um Trost, um Kraft von Oben. Ihr wißt ja, Maria stand aufrecht unter dem Kreuze. Der Glaube, mit dem sie bey der Freudenbothschaft des Engels sprach: Sieh, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach seinem Willen! erfüllte auch jetzt, in ihrer tiefsten Trauer, ihr Herz, und ließ sie nicht sinken. Nur der Glaube, daß Gott alles recht mache, daß gerade dieß, was Er geschehen läßt, das Allerbeste sey, kann auch Euch aufrecht halten, daß Ihr dem Schmerzen nicht unterliegt. Vergesst daher das schöne große Ziel aller unserer Leiden nicht. Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden. Durch Leiden wird die Tugend vollendet; bald vorübergehende Leiden führen zu ewigen Freuden. Selbst Christus mußte durch

Leiden in seine Herrlichkeit eingehen; auf diesem Weg folgte ihm Maria, und so gibt es auch für uns keinen andern Weg zum Himmel.«

Theodore hörte ihm sehr gerührt zu, und fand an dem schönen Bilde ein großes Wohlgefallen. Sie konnte es nicht genug betrachten. »Ich will dem Beyspiele der schmerzvollen Mutter folgen,« sagte sie; »ich will zum Himmel aufblicken, bethen, glauben, und mit ihr sagen: »Herr, Dein Wille geschehe.«

»Gut,« sagte der Pfarrer; »das ist recht, das freut mich!« Dem edlen Manne war nichts zu kostbar, eine trauernde Seele zu trösten. Er nahm das schöne Bildniß von der Wand, gab es der armen Fischerinn, und sprach: »Damit Ihr Euren schönen Vorsatz nicht vergeßet, und ihn halten möget, so nehmt das Bild mit nach Hause. Ich schenke es Euch. Wenn Euch das Herz wieder zu bluten anfängt, und Ihr darinnen gleichsam das zweyschneidige Schwert fühlet, so werft einen Blick auf das Bild, erneuert Euren Vorsatz, und die Wunde wird mit Gottes Hilfe nach und nach heilen, und droben im Himmel wartet dann Eurer auch eine herrliche Krone.«

Theodore folgte der Ermahnung des guten Pfarrers, und ihr Schmerz wurde um vieles milder. Nur wenn sie an dem Baume vorbei kam, unter dem sie ihren August das letzte Mahl gesehen hatte, ging ihr alle Mahl ein Stich in das Herz. Da kam ihr dann einmahl der Gedanke, eine Vertiefung in den Baumstamm hinein zu schneiden, und das schöne Bild hinein zu setzen. »Der Baum,« sagte sie, »macht mich immer auf's Neue traurig; dann aber werde ich hier auch immer neuen Trost finden. Ach,« seufzte sie, »andere Mütter setzen ihren verstorbenen Kindern auf dem Gottesacker ein kleines Denkmahl; der Baum mag dann das Denkmahl meines lieben Augusts seyn.«

Sie sagte dem guten alten Pfarrer von ihrem Einfalle, und er hatte nichts dagegen. »Wenn Euch das Trost bringt,« sagte er, »so thut es immerhin.« Sie schnitt nun mit vieler Mühe eine runde Vertiefung, etwa so groß wie eine Fensterscheibe, in den Baumstamm, fügte das Bild hinein, und wenn sie nun an dem Baume vorbeý kam, und ihr das Herz schwer wurde, blickte sie auf das schöne Bild, sagte: »Auch ich will eine Dienstmagd des Herrn seyn, wie Maria; auch mir geschehe nach seinem Willen!« und ihr ward allemahl leichter um das Herz.

Zweytes Capitel.

Indessen die trauernde Mutter ihren lieben August als todt beweinte, hatte der kleine, wenige Monathe mehr als fünfjährige Knabe einen Weg von mehr als hundert Stunden zurück gelegt, war in der großen Kaiserstadt Wien angekommen, lebte da frisch und gesund in einem prächtigen Hause, das einem Pallaste glich, war so schön und zierlich gekleidet, als wäre er von adeliger Geburt, und wurde — was noch mehr war, als alles dieses — auf das sorgfältigste erzogen und von den besten Lehrern in allem Guten und Nützlichen unterrichtet. Diese wunderbare Veränderung ergab sich auf eine sehr einfache Art.

Nachdem August dort unter der Buche erwacht war, und sich die Augen ausgerieben hatte, suchte er sogleich wieder im Walde nach Buchnrüssen, und hatte sein Körblein bald wieder über die Hälfte gefüllt. Allein jetzt traf er lange keinen Buchbaum mehr an, und kam zuletzt, auf der Seite gegen den Fluß hin, aus dem Walde heraus. Da lag ein großes Schiff

Schmid's Jugendfch. 13. Bd. 2 H. Erzähl. 4

an dem Ufer. Das Schiff hatte hier nur angelegt, um noch auf einige Reisende zu warten, die mitfahren wollten. Die Schiffsgesellschaft, die aus mehreren, theils reichen, theils armen Familien bestand, war an das Land gestiegen. Die Aeltern gingen auf dem schönen grünen Rasen am Ufer auf und ab, sich eine kleine Bewegung zu machen; ihre Kinder suchten indessen auf einem Kiesplaz am Wasser bunte Steinen. Die Kinder erblickten den kleinen August, kamen herbey, und guckten, was er in seinem Weidenkörblein habe. Die netten braunen Buchfrüchte, die sie noch nicht kannten, gefielen ihnen. »Das sind sonderbare Baumfrüchte,« sagte die kleine Antonie, ein liebliches Kind, etwas jünger als August, und zierlich wie ein Fräulein gekleidet. »Solch kleine dreyeckige Kastanien habe ich noch nie gesehen.« — »Nein,« sagte August, »das sind keine so seltsamen Dinger, wie Du meinst; das sind Büchlein, und man kann sie essen.« Er theilte mit vollen Händchen den Kindern davon aus, und es entstand ein großer Jubel unter ihnen. So viele fröhliche Kinder beysammen zu finden, machte dem guten August die größte Freude. Dieses Glück war ihm noch gar nicht begegnet; denn nur selten hatte er ein Kind aus dem Dorfe zu sehen bekommen. Er gesellte sich zu den Kindern, und sie theilten mit ihm, was sie eben hatten, Bienen und Pfäumen.

August war nun sehr begierig, das Schiff näher zu besehen. Es war das erste große Schiff, das er in der Nähe erblickte. Das schwimmende Haus darauf, größer als seine Hütte, kam ihm sehr wunderbar vor. Die Kinder nahmen ihn mit in das Schiff. Antonie führte ihn in das tapezirte Zimmer, das für eine vornehmere Reisegesellschaft bestimmt war. »Ey,« rief August erstaunt, »in diesem Hause ist eine schönere Stube, als bey mir daheim!« Antonie und

seine übrigen neuen Gespielen zeigten ihm nun ihre Spielsachen. August war über den Anblick all der Herrlichkeiten entzückt, und dachte nicht mehr an das Heimgehen. Indeß stieß das Schiff, ohne daß August in der Schiffsstube etwas davon merkte, vom Lande, und schwamm majestätisch den Strom hinab.

Niemand auf dem Schiffe hatte dem Knaben eine sonderliche Acht gegeben. Die Reisenden, die sich schon früher auf dem Schiffe befanden, glaubten, er gehöre den Leuten, die erst neu angekommen waren; die Neugekommenen aber meinten, er gehöre zur frühern Reisegesellschaft. Erst gegen Abend, als August anfing, laut zu weinen, und zu seiner Mutter verlangte, bemerkten die Leute, daß sich ein fremdes Kind auf dem Schiffe befinde. Sie erstaunten nicht wenig, und es entstand kein geringer Aufruhr auf dem Schiffe. Einige jammerten und bedauerten Mutter und Kind; andere lachten über den ungebethenen kleinen Reisegesellschafter; die Schiffsknechte aber zankten und drohten, den Knaben in das Wasser zu werfen.

Jetzt kam der Schiffer herbey, und nahm den Knaben in das Verhör. »Sag' einmahl, Kleiner,« fing der ernste dicke Mann an, »aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe bist Du?« — »Ich bin aus keiner Stadt und aus keinem Dorfe!« sagte August. »Das ist seltsam,« sprach der Schiffer, »irgendwo wirst Du doch zu Hause seyn.« — »Mein Haus,« antwortete August, »steht im Walde nicht weit vom Dorfe.« — »Nun gut,« sprach der Schiffer, »wie heißt aber das Dorf?« — »Ha,« sagte August, »das Dorf heißt halt — das Dorf. Meine Mutter nannte es nie anders. Jetzt läutet man im Dorfe zu Mittag, sagte sie, oder morgen geh' ich mit Dir in das Dorf, und kaufe Brot.« — »Wie heißen denn Deine Aeltern?« fragte der Schiffer verdrießlich. »Mein Vater,« antwortete August, »ist schon gestorben, und mei-

ne Mutter heißt man die Fischersdore.« — »Also, Theodore heißt sie mit dem Vornahmen,« sprach der Schiffer, »wie heißt sie aber mit dem Zunahmen?«

»Sie hat keinen andern Nahmen, als Dore,« sagte der Kleine, »sie hat auch oft gesagt, man dürfe den Leuten keine andere Nahmen geben; denn das seyen Schimpfnahmen.« Der Schiffer sah wohl, von dem unerfahrenen Kinde, das noch nicht einmahl einen Begriff von einem Zunahmen hatte, sey wenig Aussicht zu erhalten. Er wurde sehr unwillig und rief: »Ich wollte, der Guckguck hätte Dich wo anders hingeführt, als auf mein Schiff.« Der gute Kleine, dem noch die Augen voll Thränen standen, antwortete ganz treuherzig und ohne alles Arg: »Der Guckguck hat mich nicht hieher geführt. Ich habe ihn gar noch nie gesehen; aber im Frühlinge habe ich ihn öfter gehört.«

Alle im Schiffe lachten; der Schiffer aber war in großer Verlegenheit. Denn zum Unglücke floß hier die Donau eben durch eine unbewohnte waldige Gegend, und weit und breit sah man keinen Ort. Späterhin, da die Sonne bereits untergegangen war, erblickte man endlich einen fernen Kirchturm. Der Schiffer wollte das Kind dorthin bringen, damit man es der Mutter zurück stelle. Allein Herr Wahl, Antoniens Vater, gab dieses nicht zu. Er war ein reicher Kaufmann, der mehrere Kisten voll Geld und Kostbarkeiten mit sich führte, und sich, so wie die übrigen Leute auf dem Schiffe, vor dem Feinde flüchtete; denn damals wurde Deutschland eben von dem dreißigjährigen Kriege verheert.

»Ich wünsche zwar herzlich,« sprach Herr Wahl, »daß die bekümmerte Mutter ihr liebes Kind unverzüglich wieder zurück erhalte. Allein in diesem Augenblicke kann dieses nun einmahl nicht seyn! Der Feind ist im Anzuge, und nähert sich dem Donauström,

ein Aufenthalt von einigen Stunden würde uns der Gefahr aussetzen, dem Feinde in die Hände zu fallen, und alles das Unstige zu verlieren. Fahrt in Gottes Nahmen weiter.«

Herr Wahl, der sehr in Sorgen war, bestand sogar darauf, die Schiffer sollten, weil der Vollmond eben aufging, die ganze Nacht hindurch fahren. Sie sagten, das sey gegen ihren Gebrauch. Allein, da er dem Schiffer und den Schiffeknechten viel Geld versprach, so willigten sie endlich ein, und fuhren bey dem hellen, klaren Mondscheine die ganze Nacht hindurch.

Als die Sonne aufging, kam man an einem kleinen Dorfe vorbey, das nahe am Flusse lag. Der Schiffer ersuchte nun die Bauern, das Kind zu übernehmen, sich in jener Gegend, aus der es her war, nach dem Wohnorte und der Mutter desselben zu erkundigen, es der Mutter zu übergeben, und so an Mutter und Kind ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Allein die Bauern sagten: »Wer weiß, wem das Kind gehört; es könnte leicht geschehen, daß wir es nicht mehr los würden, und es auferziehen müßten. Wir haben bey diesen harten Zeiten der Armen ohnehin mehr als genug. Wir wollen uns keine neue Last aufbürden.«

Bald darauf erblickte man wieder ein Dorf zur andern Seite des Stromes, das nicht weit vom Ufer entfernt, und sehr groß und ansehnlich war. Der Schiffer wollte nun zu dem Beamten oder Pfarrer gehen, um das Kind anzubringen. Er befahl daher, an das Land zu fahren. Allein mit einem Mal rief Herr Wahl: »Horcht! — Hört Ihr den Donner der Kanonen? Der Feind ist uns nahe. Wir dürfen keinen Augenblick verweilen. Vorwärts, vorwärts mit dem Schiffe!« Der Schiffer fürchtete, das Kind möchte am Ende gar ihm bleiben, und widersprach

dem Herrn Wahl. Bald wäre ein heftiger Streit entstanden. Allein Frau Wahl, die gar eine gute, sanfte Frau war, trat in das Mittel. Sie sagte mit der ihr ganz eigenen Freundschaft leise zu ihrem Manne: »Wir wollen den schönen, holden Knaben annehmen, so thun wir ein gutes Werk, und aller Streit hat ein Ende.« Dieser Vorschlag gefiel dem Herrn Wahl sehr wohl, und er rief sogleich laut: »Fahrt zu! Ich nehme das Kind an, und werde weiter für dasselbe sorgen.« Damit war der Schiffer vollkommen zufrieden, und alle auf dem Schiffe lobten den edelmüthigen Entschluß des Herrn Wahl. Das Schiff kam glücklich in Wien an. Herr Wahl kaufte sich hier ein schönes, großes Haus, und setzte seine Handelsgeschäfte fort. Er ließ seine einzige Tochter Antonia von sehr vortrefflichen Hauslehrern unterrichten, und August durfte an den Lehrstunden Theil nehmen. Der Kleine, so unwissend er noch war, zeigte einen ganz ungemeinen Verstand, und machte im Lernen in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß Jedermann darüber erstaunte. Dabey war er so bescheiden und folgsam, so gefällig und freundlich, so von Herzen fromm, daß Herr Wahl und seine Frau ihn wie ihr eigenes Kind liebten. Die Gefühle der Gottesfurcht, deren Keim seine Mutter zuerst in seinem Herzen belebt hatte, wurden nun immer lebhafter und kräftiger.

Herr Wahl bemerkte mit Vergnügen, daß August große Lust zur Handlung zeige. Er verschaffte ihm Gelegenheit, sich alle einem Kaufmanne nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, und nahm ihn dann zu sich auf sein Arbeitszimmer. August leistete hier bald die trefflichsten Dienste, und ehe er noch das zwanzigste Jahr erreichte, war er schon im Stande, die wichtigsten Aufträge seines Pflegevaters glücklich zu vollziehen. Herr Wahl erweiterte seine Geschäfte im-

mer mehr; er übernahm große Lieferungen zur Armee, und gewann, wiewohl er sich nie einen unrechtmäßigen Gewinn erlaubte, dennoch sehr große Summen. Er sah es wohl ein, wie viel er der Geschicklichkeit, dem unermüdeten Fleiße und der unverbrüchlichen Treulichkeit seines Pflege Sohnes zu danken habe, und war darauf bedacht, ihn zu belohnen. Die kleine Antonie war indeß zur liebenswürdigen Jungfrau herangeblüht; sie war an Geist und Herzen ohne Tadel, und ein rechtes Bild der Unschuld und Schönheit. Herr Wahl gab sie dem edlen August zur Ehe. Nach geendigtem Kriege erhob der Kaiser den Herrn Wahl und dessen Schwiegersohn August, da beyde ihm gleich große Dienste geleistet hatten, unter dem Nahmen »Herr von Wahlheim« in den Adelstand.

Augusts Schwiegerältern konnten sich des langersehten Friedens wenige Jahre mehr freuen. Sie starben bald nach einander mit dem Troste, ihre Tochter vollkommen glücklich zu sehen.

August gab nun seine Handelsgeschäfte auf, und beschloß, in Bayern oder Schwaben sich einen der Edelstze zu kaufen, die durch den Krieg verwüstet worden, und zu wohlfeilen Preisen zu bekommen waren. Es wurden ihm mehrere angetragen. Er machte eine Reise dahin, nahm sie in Augenschein, und wählte das schöne Rittergut Neukirch, das ihm ganz besonders gefallen hatte. Er traf sogleich Anstalt, damit das schöne, aber sehr vergangene Schloß bald wieder hergestellt wurde, und reisete dann ab, seine Frau und seine zwey Kinder abzuholen.

Als Antonie an der Seite ihres Gemahls auf ihrem neuen Landstze ankam, und überall noch die Spuren des Elends erblickte, das der Krieg angerichtet hatte, wurde sie sehr betrübt. Denn mehrere Häuser des Dorfes waren Schutthausen, andere drohten den Einsturz, und ganze Strecken von Aeckern

lagen unangebaut. »Ach die armen, armen Leute,« sagte Antonie mit Thränen in den Augen: »wir müssen ihnen helfen!« August freute sich, daß seine Gemahlinn eben so gesinnt war, wie er, und that nun alles, der allgemeinen Noth zu steuern. Er gab Bauholz her, und streckte Geld zum Bauen vor; er kaufte Samengetreide und Vieh ein, und theilte es unentgeltlich aus. August und Antonie sahen ihr Schloß bald wieder von wohlgebauten Häusern und reichen Kornfeldern umgeben. Die Bauern konnten ihren neuen Gutsheerrn nicht genug preisen, und kamen, ihm zu danken. Er aber sagte: »Gott hat mich aus einem armen Knaben zu einem reichen Manne gemacht, und mich in allem wunderbar gesegnet. Es wäre Undank, wenn ich von diesem Segen Andern nicht mittheilen wollte. Ich freue mich, etwas zu Eurem Glück beytragen zu können. Es gibt kein größeres Glück, als Andern glücklich zu machen.«

Drittes Capitel.

Während August von Wahlheim ein reicher vornehmer Herr geworden war, hatte seine Mutter, die gute Theodore, manches harte Schicksal erfahren, und ein sehr armes, jedoch bey ihrer Ergebenheit in Gottes Willen sehr zufriedenes Leben geführt.

Bald nachdem sie den kleinen August dort im Walde verloren hatte, zog sich der Krieg auch in jene Gegend der Donau, wo sie wohnte, und feindliche Soldaten besetzten mit einem Male den Wald. Theodore verließ ihre einsame Hütte, und flüchtete in das Dorf zu ihrem Bruder, dem Besizer des väterlichen Hauses. Allein auch hier war für sie kein Bleiben. Das Dorf wurde während eines Treffens bey nahe ganz in Asche gelegt, und die meisten Ein-

wohner zerstreuten sich. Auch Theodoros väterliches Haus war abgebrannt. Ihr Bruder suchte irgendwo als Fischerknecht unterzukommen; Theodore aber zog zu ihrer Schwester, die wohl fünfzehn Stundoen weit entfernt war. Die Schwester nahm sie sehr freundlich auf; sie hatte viele Kinder, und Theodore half ihr, dieselben erziehen. Beide Schwestern lebten zusammen in Frieden und Eintracht, und erleichterten einander das Leiden, das der Krieg über Beide gebracht hatte. Nach vielen Jahren erhielten sie aus ihrer Heimath einen Brief von dem Bruder. Er schrieb ihnen, daß seine Hausfrau gestorben sey, daß seine zwey Töchter während des Krieges sich auswärts verheirathet hätten, und daß Theodore zu ihm kommen, und ihm das Hauswesen führen möchte. Theodore kehrte daher wieder zurück in ihre Heimath.

Sie war kaum in dem Dorfe angekommen, so begab sie sich in den Wald, und suchte den Buchbaum mit dem schönen Wilde auf, das sie bey ihrer eiligen Flucht nicht hatte mitnehmen können. Aber, lieber Himmel, wie war das alles verändert! Der Weg, der einst zu ihrer Hütte führte, war nicht mehr zu erkennen; er war mit hohem Grase und dichten Gesträuchen bedeckt. Wo ehemahls nur niedriges Gesträuch aufwuchs, erhoben sich nun hohe Bäume mit weit ausgebreiteten Aesten, viele alte große Bäume hingegen, die Theodore ehemahls wohl gekannt hatte, waren verschwunden. Von ihrer armen, hölzernen Hütte war schon lange keine Spur mehr zu sehen, sogar den Platz, auf dem sie ehemahls gestanden, wußte sie nicht mehr sicher zu finden. Alles umher war ein dichter, fast undurchdringlicher Wald. Theodore bemühte sich lange vergebens, den Baum aufzufinden, unter dem sie ehemahls so viel geweint hatte. Sie drang durch Dornen und Dickigt, und betrachtete jeden Buchbaum genau. »Wenn ich das schöne

Bild auch nicht mehr finde, dachte sie, so muß die leere Oeffnung mir doch den Baum kenntlich machen, in der sich ehemahls das Bild befand.»

»Macht Euch keine vergebliche Mühe, gute Mutter,« sagte ein alter Mann, der im Walde dürres Reisholz sammelte. »Der Baum steht schon lange nicht mehr. Wie es uns bey unserer Zurückkunft in das Dorf ging, so geht es uns auch hier im Walde. Menschen, die wir als Kinder zurück ließen, sind erwachsen; die damahls erwachsen waren, sind nun alte Leute, und die alten Leute jener Zeit sind fast alle fort. Der junge Nachwuchs verdrängte die alten Bäume. Alles in der Welt geht schnell vorüber, Menschen noch schneller als Bäume. Wir haben dahier keine bleibende Gätte, und wollen nach jener trachten, die uns dort oben bereitet ist.« Der abgelebte Greis ging weiter, und Theodore gab die Hoffnung, den Baum zu finden, gänzlich auf.

Herr von Wahlheim wohnte mehrere Stunden von hier; allein der Wald, so wie das Dorf, worin Theodore jetzt wohnte, gehörten zu der Herrschaft, die er gekauft hatte. Eines Tages kam er nun in den Wald, den Leuten des Dorfes Holz für den Winter auszutheilen. Da die Waldungen sehr verwildert waren, und mancher überständige Baum darin stand, so wollte er bey der Vertheilung selbst zugegen seyn, damit das Holz mit Nutzen geschlagen würde. Auch wollte er sich mit eigenen Augen überzeugen, daß jeder Dürftige seinen Antheil richtig bekomme. Er hatte die Hausväter dahin bestellt, und schenkte bald diesem, bald jenem einen Baum. Theodore war anstatt ihres Bruders gekommen. Der Ordnung gemäß, nach der Herr von Wahlheim die Bäume vertheilte, traf der Baum, an dem er jetzt stand, ihren Bruder. Sie trat näher und sagte, der gnädige Herr wolle verzeihen, daß ihr Bruder nicht selber komme; er sey krank und könne das Bett nicht verlassen. Herr von

Wahlheim dachte nichts weniger, als daß die alternde, dürftig gekleidete Frau seine Mutter sey; eben so wenig fiel es ihr ein, der gnädige Herr, der schön und blühend wie das Leben, in einem feinen lichtbraunen Kleide, mit einem Diamantringe am Finger, vor ihr stand, sey ihr Sohn. Er hatte, ohne sie zu kennen, herzliches Mitleid mit ihr, und schenkte ihr den Baum.

Der Förster machte Einwendungen. »Für die große, schöne Buche ist es Schade,« sagte er. »Aespen und Birken sind für die armen Leute gut genug. Das Buchenholz sollte für die gnädige Herrschaft und die herrschaftlichen Diener aufgespart werden.« Der Herr von Wahlheim sah den Förster ernsthaft an, und sprach: »Nicht bloß das Schlechte, was wir verschmähen, müssen wir den Armen geben; auch das Beste sollen wir, besonders zur Zeit der Noth, mit ihnen theilen. Der Baum gehört hiermit der Schwester des kranken Mannes, und überdieß noch soll der Baum auf meine Kosten gefällt, das Holz zu Klaftern gemacht, und den armen Geschwistern vor die Thüre geführt werden. Legt nur sogleich jetzt Hand an, ihr Holzhauer, bevor ihr mein Holz spaltet.«

Er eilte weiter, ihr den Dank zu ersparen. Theodore sah ihm mit Thränen in den Augen nach, und sagte: »Gott segne den guten Herrn!« und ging dann ihres Weges.

Jetzt wären Mutter und Sohn, die sich in diesem Walde vor sechs und zwanzig Jahren das letzte Mal gesehen hatten, und sich in diesem Augenblicke, ohne einander zu erkennen, hier wieder sahen, wohl auf's Neue und vielleicht auf immer von einander getrennt worden — hätte Gottes heilige Vorsehung es nicht schöner und besser gefügt.

Zwey Holzhauer legten unverzüglich die Art an

den Baum — er stürzte mit großem Getraße zu Boden — und die Männer. schrien erstaunt auf: »Ein Wunder — ein wahres Wunder!« Der Baumstamm war unten, wo er etwas morsch war, im Fallen zerbrochen, ein Stück von der Rinde war losgesprungen, und die Männer erblickten in dem Baumstamm mit einem Male das Bild, das Theodore so lange vergeblich gesucht hatte. Die Farben des lieblichen Bildes waren noch vollkommen frisch und lebhaft, und die kleine goldene Rahme schimmerte im Glanz der Sonne, als wäre das Bild von beiden Strahlen umgeben. Die Holzhauer waren junge Männer, und wußten nichts von der alten Geschichte mit dem Bilde. »Das übersteigt unsern Verstand,« sagten sie zu einander, »wie das schöne Muttergottesbild in den Baum hinein kam. Man sah doch außen an dem Baume keine Oeffnung; er war ganz mit Rinde umgeben und mit Moos bewachsen, wie die übrigen alternden Bäume des Waldes. Es ist etwas ganz Unerhörtes; es ist ein offenkundiges Wunder.«

Auf den Lärmen, den die Männer machten, kam Herr von Wahlheim herbey, der kaum zweyhundert Schritte davon noch mit Musterung der Bäume und Austheilen des Holzes beschäftigt war. Er nahm das Bild in die Hand, und betrachtete es. »Wirklich,« sprach er, »es ist sehr schön; ich möchte fast sagen, ein Meisterstück! Das blasse, wehmüthige Argesicht, und der rührende Blick zum Himmel sind unvergleichlich; auch das sanftrothe Gewand und der Faltenwurf des dunkelblauen Mantels sind vorzüglich gemahlt. Indes ist es leicht zu begreifen, wie das schöne Bild in den Baum kam. Irgend ein frommer Mensch schnitt eine Vertiefung in den Stamm, und that es hinein. Die Rinde ist dann nach und nach, wie es bey diesen Bäumen zu geschehen pflegt, wieder darüber hergewachsen, und hat das Bild so in den Baum eingeschlossen.«

Allein plötzlich erblickte Herr von Wahlheim; seine Hand, mit der er das Bild hielt, fing heftig an zu zittern. »Ja,« sagte er, »das ist höchst wunderbar!« Er mußte sich auf den Stock des abgehaue- nen Baumes niederlegen, um nicht umzufinken. Denn er hatte das Bild umgewendet und auf der Rückseite die Worte gelesen: Im Jahre nach Christi Geburt 1632, den 10. October, sah ich hier unter diesem Baum mei- nen einzigen Sohn August, seines Al- ters fünf Jahre, drey Monath, das letzte Mahl. Gott sey mit ihm, wo er auch sey, und tröste, wie er einst Maria unter dem Kreuze getröstet hat, mich, — die betrübte Mutter, Theodore Som- mer.«

Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: »Dieses verlorne Kind war ich. Nahmen, Jahr und Tag trafen genau zu; dieses Bild kam durch meine Mutter hierher.«

Indem er dieses bey sich dachte, eilte seine Mut- ter herbey. Sie hatte in dem Walde noch auf eine Nachbarinn, mit der sie nach Hause gehen wollte, gewartet, und die Nachricht von dem gefundenen Bilde, die sich sogleich durch den ganzen Wald ver- breitete, mit Erstaunen vernommen. »Ach, gnädiger Herr,« rief sie, »das Bild ist mein; ich bitte Sie, geben Sie mir es. Sehen Sie, es steht noch mein Nah- men darauf; der selige Herr Pfarrer, den ich darum bath, hat ihn darauf geschrieben. Auf mein Ver- langen hat er auch die übrigen Worte beygefügt. Ach,« sagte sie weinend, indem sie den umgestürzten Baum betrachtete, »so ist also dieses die Buche, unter der mein August das letzte Mahl noch so süß und sanft geschlafen hat, bevor er mir genommen wurde! Wie oft ging ich, seit ich von meiner Flucht zurück kam, an dem Baume vorbey, ohne ihn zu

kennen! O mein August, so sehe ich doch den Plak noch einmahl, wo Dich meine Augen zum letzten Mahle erblickten! Ach Dich — Dich sehe ich doch in diesem Leben nicht mehr. Mir ist es, als stände ich an deinem Grabe!« Sie konnte vor Weinen nicht mehr reden.

Herr von Wahlheim, den schon der Nahme seiner Mutter auf dem Bilde sehr erschüttert hatte, kam fast außer sich, in der armen Frau seine Mutter nun selbst zu erblicken. Das Herz brannte ihm; er wollte schon aufspringen, um sie mit dem Ausruf: »Mutter!« in seine Arme zu schließen. Allein er faßte sich noch; es fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, die plötzliche Freude könnte seine Mutter tödten. Er nahm sie freundlich bey der Hand, trocknete ihr mit seinem weißen Taschentuche die Thränen ab, sprach ihr Trost ein, und brachte ihr nach und nach bey, ihr Sohn lebe noch, er kenne ihn wohl, sie werde ihn sicher wieder sehen. Nach diesen und ähnlichen Vorbereitungen sprach er endlich das Wort aus: »Ich bin Euer verlornen August!« Die Mutter sank ihm mit dem einzigen Rufe: »Du!« an die Brust, und konnte vor Entzücken kein Wort weiter sprechen. Beyde hielten sich lange stillschweigend umarmt. Alle Umstehenden weinten und schluchzten.

»Liebste Mutter,« sagte Herr von Wahlheim endlich, »Gott hat Euren Wunsch für mich, den Ihr auf dies Bild schreiben liebet, erfüllt! Er war mit mir, wo ich immer war, und hat mich in Allem reichlich gesegnet. Er hat aber auch den Wunsch, den Ihr für Euch tharet, eben so treulich in Erfüllung gebracht. Er hat Euch getröstet, wie er Maria tröstete, hat Euren Sohn Euch gleichsam von den Todten wieder gegeben, und ihn Euch in diesem Leben noch lebend vor Augen gestellt. Er hat uns unter diesem Baume von einander getrennt, und an eben der Stelle uns wieder zusammen geführt. Er

hat das Bild in dem Baume sicher und treulich aufbewahrt, und es im rechten Augenblicke wieder zum Vorschein kommen lassen, damit wir uns unzweifelst wieder erkennen möchten. Er hat sich auch an uns als Denjenigen geoffenbaret, der alle Dinge zu unserm Besten leitet.»

»Ja,« sagte die Mutter, »das hat er! Er hat Dich mir genommen, weil ich Dich aus zu zärtlicher Liebe vielleicht nicht gut erzogen hätte. Er hat Dich mir wieder gegeben, um mein Helfer in der Noth, ja für die ganze Gegend umher ein tröstender und hilfreicher Engel zu seyn. Alles, was er thut, ist Weisheit und Liebe, sein Nahme sey gepriesen.« Alle Umstehenden stimmten mit ein, und lobten Gott laut.

Herr von Wahlheim befahl nun dem Förster, er sollte dem Bruder der Theodore sagen, sie werde erst morgen nach Hause kommen, und dann ihren Sohn mitbringen. Theodore ersuchte ihre Nachbarinn, den Kranken indessen gut zu verpflegen. Hierauf ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche kommen, half seiner Mutter einsteigen, setzte sich neben sie, und fuhr mit ihr zurück auf sein Schloß. Hier warteten neue Freuden auf die gute Theodore. Es war ihr bange, in ihrer geringen Kleidung vor ihrer Schwiegertochter, der gnädigen Frau, zu erscheinen. Allein Antonie war zu edel, auf so etwas zu sehen. Sie ging mit offenen Armen auf sie zu, begrüßte sie auf das freundlichste, und schätzte sich glücklich, die Mutter ihres geliebten Gemahls kennen zu lernen. Theodore weinte vor Freuden. Als ihr aber überdies noch ihre zwey Enkel, Ferdinand und Maria, vorgestellt wurden, Beyde hold und schön, und fromm und gut wie die Engel, so verging sie fast vor Freude und Entzücken. »Unausprechlich,« sagte sie, »war ehemahls meine Traurigkeit; aber meine Freude ist jetzt doch noch viel größer. Ich kann nichts als weinen, anbethen und Gott danken. Guter Gott, da Du schon auf dieser

Welt die Leiden so in Freuden zu verwandeln weißt, wie wird es erst bey Dir im Himmel seyn! Ja dort wartet gewiß eine überschwengliche Seligkeit auf uns.»

Am folgenden Morgen ließ Herr von Wahlheim seine Kutsche anspannen, und besuchte mit seiner Mutter ihren kranken Bruder. Theodore blieb bey ihrem Bruder, bis er wieder gesund war, und zog dann auf immer in das Schloß. Denn August und Antonie wollten sie durchaus bey sich haben. Für Theodorens Bruder, so wie für deren Schwester, wurde indessen auf das liebeichste gesorgt. Herr von Wahlheim und seine Gemahlinn waren zu vernünftig und zu gut, als daß sie ihrer armen Verwandten sich hätten schämen sollen. Vielmehr luden sie einmahl alle, Aeltern, Kinder und Enkel, auf einen Tag ein, und gaben ihnen ein Freudenfest, bey dem Mutter Theodore die erste Stelle einnehmen mußte. Die guten Leute waren über die Güte und Freundlichkeit, mit der sie bewirtheet wurden, entzückt, und fast immer standen ihnen die Freuden Thränen in den Augen.

August und Antonie erkundigten sich bey dieser Gelegenheit nach den Umständen eines jeden genau, und ließen mit großmüthiger, aber keineswegs unüberlegter Güte einem jeden diejenige Unterstützung angedeihen, die zu dessen standesmäßigem, bürgerlichen Fortkommen in der Welt nöthig war.

Das kleine Gemählde hatte Herr von Wahlheim an der schicklichsten Stelle des Bohnzimmers aufgehängt. »Es soll uns,« sagte er, »eine stete Ermunterung zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott seyn. Der unaussprechlich schöne Blick, mit dem Maria hier in dem Bilde zum Himmel aufblickt, soll uns noch oft zum Himmel erheben. Denn was kann uns bey allen Gefahren und Leiden dieses Lebens mehr vor Sünde bewahren, zum Guten erwecken, und im Leiden trösten, als ein frommer Blick zum Himmel!«